

Gerhard Oberlin

BÜCHNER Text + Deutung

VERSTEHEN



Königshausen & Neumann

Gerhard Oberlin
—
Büchner verstehen

Der Autor Dr. Gerhard Oberlin arbeitet als Freier Literatur-, Kultur- und Sportwissenschaftler mit Wohnsitz in Tübingen. Nach einer internationalen Laufbahn als Lehrer, Schulleiter und Fortbilder war er unter anderem Dozent für deutsche Sprache und Literatur an der Beijing Foreign Studies University und am Deutsch-Chinesischen Institut der University of Business and Economics, Beijing/China. Zuletzt Gastdozent der Hebrew University in Jerusalem, der Malayalam University in Tirur/Kerala und am Pookoya Thangal Memorial Government College in Perinthalmanna/Kerala. Neben zahlreichen Aufsätzen in internationalen Fachzeitschriften mehr als 40 Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Demokratiedämmerung* (2023); *Palavergehorsam. Über Meinungsdirigismus und den Verlust der Wirklichkeit* (2023); *Homo sapiens – eine aussterbende Art?* (2023); *Droste verstehen – Text + Deutung* (2023). Er ist Herausgeber u.a. der Bände: Argyris Sfountouris: *Trauer um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Überlebenden* (2015) und Argyris Sfountouris: *Schweigen ist meine Muttersprache. Griechenland – seine Dichter, seine Zeitgeschichte* (2017).

Gerhard Oberlin

Büchner verstehen

Text + Deutung

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2024

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: Karl Emil Franzos: Georg Büchner

Wikicommons: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Georg_B%C3%BCchner_-_Franzos-Werkausgabe_104.jpg?uselang=de (Letzter Zugriff: 09.01.2024)

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist

ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-8110-1

eISBN 978-3-8260-8111-8

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Perdre la vie est peu de chose [...]. Mais voir se dissiper le sens de cette vie, disparaître notre raison d'existence, voilà ce qui est insupportable. On ne peut vivre sans raison.

Albert Camus: *Caligula* (II, 2)
(1958: 73)

Das Leben zu verlieren ist keine große Sache [...]. Aber zu sehen, wie der Sinn dieses Lebens verlorengeht und unser Existenzgrund verschwindet, ist unerträglich. Man kann nicht ohne Grund leben.

[Übers. Vf.]



Georg Büchner im Alter von 22 Jahren. Fotografie von August Hoffmanns Bleistift-Porträt von 1835, das mit zwei Locken Büchners hinter Glas gerahmt war. Hoffmann war in Darmstadt Theatermaler und weitläufig mit den Büchners verwandt. Das Foto aus dem Atelier des Darmstädter Fotografen Wilhelm Rudolph entstand 1875. Es ist eines von drei Zeugnissen der Originalzeichnung, die 1944 im Feuersturm des britischen Luftangriffs auf Darmstadt vernichtet wurde. Statt des vermeintlichen „Polen-Rocks“, welcher dem Porträt irrtümlich den Titel gab – ein solcher wurde Büchner im behördeninternen Steckbrief vom 4. August 1834 zugeschrieben: „eine Art Polonaise mit Schnüren auf Brust und Rücken, sog. Plattlitzten“ –, trägt Büchner hier schlichtere, wenngleich durchaus förmlich-gehobene Kleidung. bpk. Berlin.



Büchners Verlobte, die 20-jährige Louise Wilhelmine „Minna“ Jaeglé (1810-1880). Bleistiftzeichnung um 1830. Büchners Freund, Eugen Boeckel, berichtete sie am 5. März 1837 vom Tod des Verlobten nach Paris: „Endlich trat ich Mittwoch Abend mit dem Kehler Eilwagen meine Reise an, und kam erst Freitag morgens gegen 11 Uhr in Zürich an. [...] Es hieß für den Kranken könne mein Anblick nicht schädlich wirken, denn er würde mich ja doch nicht erkennen – aber mir dürfe man nicht gestatten das entstellte Antlitz zu schauen. [...] Dr Zehnder führte mich hinein, noch vor der Thüre sagte er mir: fassen Sie sich, er wird Sie nicht kennen. Nein, er wird mich kennen, war meine Antwort. Und er hat mich erkannt, er fühlte meine Nähe und ich habe Ruhe über ihn gebracht. Er ist sanft eingeschlummert, ich habe ihm die Augen zugeküßt, Sonntag d 19 Feb. Um halb 4. [...] Über meine übrigen Lebens-tage ist ein schwarzer Schleier geworfen. [...] W Jägle.“ Abb.: Wiegler 1930 II: 441. Digitalisat: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt.

Inhalt

Vorwort	11
Einführung	15
I. Bühnendichtungen	
Danton's Tod	27
Leonce und Lena	149
Woyzeck	211
II. Prosa	
Lenz	263
Anmerkungen	313
Bildnachweis	319
Arbeitsbibliothek	321

Vorwort

Verlag und Autor erinnern an Georg Büchner mit diesem sechsten Band der Reihe *Literatur verstehen*, die seit 2021 deutsche „Weltliteratur“ mit *Text + Deutung* präsentiert. Zum Konzept der Reihe gehört nicht nur die möglichst authentische Textgestalt in Erstdruckfassung oder historisch-kritischer Edition auf dem Stand der Forschung, sondern auch der kurzgefasste Werkkommentar, der Informationen und zur Deutung anregende Reflexionen vereint. Unvermeidlich sind dabei Wiederholungen, da der Autor nicht davon ausgeht, dass der Leser, die Leserin chronologisch den Seiten folgt. Wer dies dennoch tut, stellt fest, dass viele der Basisinformationen zum Autor, zur Epoche, zur literarischen Tradition usw. in einer gewissen Additions- und Progressionsreihe tatsächlich über das Buch verteilt sind, so dass das *ganze* Bild erst am Ende mit der Lektüre des *ganzen* Bandes vor Augen steht. Auf diese Weise erübrigt sich eine langatmige Einführung, die wiederum (redundante) Textbelege anhäufen müsste, um plausibel zu sein.

Was den Prozess des Verstehens anlangt, der im Konzept dieser Reihe Programm ist, so darf man sich einmal mehr vergewissern, was das überhaupt sei. Wir erinnern alte Bedeutungen: eine Rechtssache ‚durch-stehen‘, also physisch so lange vor einem Gericht, dem germanischen *Thing* etwa, *stehen*, bis seine Sache – zu der man *steht* – durchgefochten ist. Das hat also mit *Steh*-Vermögen zu tun. Offenbar muss man dazu auch ‚zu sich selbst stehen‘, ‚hin-stehen‘, um seine Sache glaubhaft zu machen, vor sich (und anderen) ‚be-stehen‘, angesichts der Auslastung der Instanzen sehr wahrscheinlich auch ‚an-stehen‘, bis ein Berufener einem endlich ‚bei-steht‘.

Will man als eine der Kunstformen z.B. Literatur verstehen, geschieht dies sinnvoller- und methodischerweise aus ihrer Zeit heraus, einer Zeit, die meist lange zurückliegt und Kulturererscheinungen hervorbrachte, die uns fremd sind, indem sie uns die Not des Nichtverstehens vor Augen führen. Ist der Drang zu verstehen, wie er aus solcher Not hervorgeht, groß, sind falsche Schlüsse unvermeidlich. Denn nunmehr wird Vergangenes vergegenwärtigt und damit einem Effekt (und Affekt) zugeführt, der zwar als ‚Aktualisierung‘ wünschenswert erscheint, das his-

torische Eigenleben des Kunstgegenstands jedoch abtötet. So kommt es beim *Verstehen* immer darauf an, das Eigene nicht in das Andere, sondern umgekehrt das Fremde in das Vertraute zu implantieren und dabei, um im Bild zu bleiben, die Immunantwort des Eigenen so vernehmlich zu machen wie die Einverleibung des Fremden dies erfordert.

Eine vollkommene Transplantation, sprich eine ‚organische Einverleibung‘ wie gelegentlich in der Medizin, wird es in der Hermeneutik, der Technik des Verstehens, nicht geben, so wenig es für die Nachgeborenen einen ungebrochenen Blick auf die Zeiten der Vorväter gibt. Wir müssen uns also mit dem Unge-nügen begnügen.

Bei Büchner kommt hinzu, dass sein jugendlicher Verve zwar die mannigfachen Aufbrüche der Zeit widerzuspiegeln scheint, aber der nonchalante (und auch furchtlose) Temperamentanteil daran die eigentliche Innovationslust und -leistung angesichts der restaurativen Begleitumstände überdecken mag. Büchners Genie ist zwar früh erkannt worden, wurde aber erst zu einem Zeitpunkt öffentlich, als modernes Denken längst auf dem Vormarsch war. Erste Bühnenaufführungen fanden nach der Wende zum 20. Jahrhundert statt, als der Expressionismus, Dada und der Surrealismus sich die Theater und Leinwände eroberten. Hätten wir Vergleichbares hundert Jahre davor gesehen, wäre das befremdete Erstaunen groß, der Skandal durchschlagend gewesen, die empörte Ablehnung die fast sichere Reaktion darauf.

Von diesem ‚Sturm der Entrüstung‘ hätte man heute noch gern eine Brise gespürt. Für sozialpolitische Reformen gibt es zwar auch gegenwärtig noch viel Luft nach oben, aber das individualistische Menschenbild mit all seinen Haltlosigkeiten und psychischen Abgründen, wie Büchner es zeichnet, ist mittlerweile auch ohne Leidensaura, erst recht ohne pathologische Dimension denkbar und als platte Normalität etabliert. Die vielzitierte ‚metaphysische Obdachlosigkeit‘ allein reicht zur Orientierungsnot heute nicht mehr aus, wenn diese auch noch so wortreich angeführt wird, wie vor einigen Jahren z.B. durch Hans-Jürgen Heise im *Spiegel*:

Seit dem Verlust des Transzendenzbegriffs befindet sich die Menschheit im freien Fall. Zwar ist der Sturz noch nicht beendet, doch gleichen wir den Insassen eines abstürzenden Flugzeugs, die sich an ihre Sitze klammern – an die Haltegriffe der technischen Zivilisation. (*Der Spiegel* 48/1, 12/2013: 170)

Büchners ‚Modernität‘ ist unbestritten eine der Vorwegnahme zivilisatorischer Entwicklungen, die mit der sozialpolitischen Dezentralisierung in der sog. ‚Freien Welt‘ auch eine der geistigen und moralischen Libertinage mit sich bringen und den Einzelnen einerseits zum stolzen Protagonisten, andererseits zum traurigen Komparsen auf der Bühne des Lebens machen.

Einführung

Die ganze Welt liegt gleichsam in den Netzen des Verstandes oder der Vernunft, aber die Frage ist eben, *wie* sie in diese Netze gekommen sey, da in der Welt offenbar noch etwas anderes und etwas *mehr* als bloße Vernunft ist, ja sogar etwas über diese Schranken Hinausstrebendes. (1861 X: 144)

Diese Frage Friedrich Wilhelm Schellings in seiner *Grundlegung der positiven Philosophie* wiegt schwer, drückt sie doch weitreichende Zweifel am Menschen als *animal rationale* aus, vor allem Zweifel an der Illusion, der Mensch könne in dieser Eigenschaft gänzlich aufgehen. Mit dieser Frage ventiliert das Zeitalter der Aufklärung seine Nöte: die Einsicht, die Vernunft könne nicht alles sein, ja der Vernunft als rationalem Kalkül und alleinigem Richtwert sei schlicht nicht zu trauen. Schärfer noch pointiert das der Philosoph und Anthropologe in seinen *Stuttgarter Privatvorlesungen* von 1810, wo er zu dem lapidaren Schluss kommt:

Die Basis des Verstandes selbst also ist der Wahnsinn. Daher der Wahnsinn ein nothwendiges, das aber nur nicht zum Vorschein kommen, nur nicht aktualisirt werden soll. Was wir Verstand nennen, ist eigentlich nichts als *geregelter* Wahnsinn. (1860 VII: 470)

Sätze wie diese könnten dreieinhalb Jahre später im hessischen Goddelau dem neugeborenen Georg Büchner ins Taufbuch geschrieben worden sein. Als Erbe des intellektuellen Diskurses des 18. Jahrhunderts aufzuwachsen, bedeutete ein Leben zwischen Rebellion und Anpassung, Hoffnung und Enttäuschung, Wissenschaft und Dichtung. Gerade erwachsen und noch kaum volljährig – seinerzeit in Hessen mit 21 –, schrieb er bereits an Werken, die diesen Diskurs nicht nur absorbierten, sondern eine eigenwillige Position darin bezogen und die offenen Fragen provokant isolierten. Dabei war er weder Wissensuniversalist noch philosophisches Naturgenie, sondern ‚hauptberuflich‘ Student der Medizin und Zootomie, der (wie Goethe) an biogenetische Gesetze glaubte und später seine Dissertation über das

Nervensystem der Flussbarbe auf morphologische Analogien gründete.

Büchner gehörte einer Generation an, die wissenschaftlich in eine neue Zeit aufbrach; die das Dunkel um den menschlichen Geist lichtete und Theorien über die empirische Seele zu hören bekam, wie sie bereits seit Schillers Zeiten an der Stuttgarter *Hohen Carlsschule* kursierten und in Büchners Elternhaus – der Vater war Medizinalrat, seine vier Onkel waren Ärzte, der Großvater stand einer psychiatrischen Klinik als Verwaltungschef vor – Tagesgespräch waren; der man die Brücken zu weltanschaulichen Pauschalversprechen sämtlich verbrannt hatte und die noch kein ‚Positivismus‘ an scheinbar unumstößliche Fakten glauben machte. Der fragende Weltbilddiskurs, der mit den ionischen Philosophen des frühen sechsten Jahrhunderts begonnen hatte und mit Anaxagoras – er wird in *Danton's Tod* mehrfach angerufen – auf Aufklärungskurs ging: dieser Dialog hatte auch zweieinhalbtausend Jahre später noch jene Wucht, die spekulative Glaubensgebäude sprengte und die Sinne buchstäblich verrücken ließ.

Die kaum zweieinhalb Jahrzehnte zwischen 1813 und 1837, in denen Georg Büchner lebte, schienen das neue Zeitalter noch einmal aufhalten zu wollen, das doch spätestens 1760 in England begonnen hatte. Büchners Lebenszeit ist praktisch deckungsgleich mit der gesellschaftspolitischen Restauration, die, wenngleich trotzig-ambivalent, auf alten Muster-, Denk- und Herrschaftsmodellen auch im Kulturellen beharrte, als Welt und Weltanschauung, Sein und Denken noch einander erklärende Größen waren.

Die u.a. mit der Dampfmaschine einsetzende technische und industrielle Revolution brachte neue Produktionsweisen mit sich und führte zu tiefgreifenden Umschichtungen in der Bevölkerung. Im Jahr 1801 wurde London erste europäische Millionenstadt, 1819 begann die Dampfschiffahrt über den Atlantik; im Dezember 1835, während Büchner letzte Hand an seine Promotionsschrift legte, fuhr zwischen Nürnberg und Fürth zum ersten Mal die Eisenbahn. Die mit Liebig, Darwin, Menzel einsetzenden Revolutionen auf dem Gebiet der Wissenschaften zeigten das Wirken der Natur bald in neuem Licht. Nicht zuletzt hatten die politischen Revolutionen einen Vorgesmack auf die sich anbahnenden gesellschaftspolitischen

Umwälzungen gegeben. Die Zeit war jetzt endgültig reif für Wandlungen jeglicher Art. Das zog selbstversichernde Rückbindungen nach sich: Nostalgien, Lösungsschmerz, Melancholien, Anachronismen. Die romantische Periode erstreckte, ja überstreckte sich bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zuweilen glich sie einem Schiff, das bei gutem Wind Segel setzte, ohne die Anker zu lichten.

Büchner ist als junger Mensch und Autor nicht zu verstehen, wenn wir ihn nicht, um erneut einen Vergleich mit der Antike herzustellen, als obstinat Fragenden in der Schule des Sokrates vor uns sehen. Mit dem Unterschied freilich, dass er seine ‚Athener‘ nicht erziehen wollte und seine ‚bohrenden‘ Fragen eher mit sich selbst und einigen Freunden abtat. „Er warf sich“, schrieb sein Mitschüler Georg Zimmermann ein halbes Jahrhundert nach Büchners Tod, „frühzeitig auf religiöse Fragen, auf metaphysische und ethische Probleme, in einem inneren Zusammenhang mit Angelegenheiten der Naturwissenschaften [...]. Sein mächtig strebender Geist suchte sich eigne Wege“. Schulfreund Luck vervollständigte 1878 das Porträt, indem er die Konturen nachzog:

In seinem Denken und Thun durch das Streben nach Wesenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit frühe durchaus selbstständig, vermochte ihm keine äußerliche Autorität noch nichtiger Schein zu imponieren. Das Bewußtsein des erworbenen geistigen Fonds drängte ihn fortwährend zu einer manchmal mit Hohn verbundenen unerbittlichen Kritik dessen, was in der menschlichen Gesellschaft, oder Philosophie u Kunst Allein Berechtigung beansprucht oder erlistet. [...] Auf's Tiefste verachtete er die sich und Andre mit wesenlosen Formeln abspeisten anstatt für sich selbst das Lebensbrod der Wahrheit zu erwerben und es Andern zu geben. (Büchner 2006: 932f.)

Es geht um Fragen angesichts der Brüchigkeit der alten Ordnungen, der sich öffnenden Weltbildlücken, der Lebensbewältigungsnöte, wie sie noch lange nach der mittelalterlich-christlichen Verklammerung von Bewusstsein und Welt zutage traten. Mensch und Universum rückten zunehmend als Mikro- bzw. Makromechanismus in den pragmatischen Mittelpunkt des Interesses und wurden umso weniger verstanden, je höher der Anspruch war, diese zu durchschauen. Was den psychophysischen

Menschen betrifft, so ließ sich für die, die Augen hatten, nur allzu häufig beobachten, in welchem schadhaften Zustand er war: eine außer Takt geratene Maschine, ein stockender Apparat, eine fragile Vorrichtung. Insbesondere der geistig Kranke bot den unerträglichen Anblick eines ge- oder gar zerstörten „inneren Räderwerks“, das, wie Schiller sich für seine Dramen vornahm, „auseinanderzugliedern“ (1997 V: 733) wäre, um es zu verstehen.

Das Vernunftzeitalter hatte die Automaten erfunden – wir denken an den *L’homme machine* des Julien de La Mettrie von 1748 –, es hatte den Menschen seziert und viviseziert. Selbst auf anatomischem Gebiet blieben in Büchners Zeit noch Entdeckungen zu machen, von Physiologie, Mikrobiologie und Psychologie ganz zu schweigen. Seine eigene Arbeit, auch schon die Goethes, der mit Justus Loder den Zwischenkiefer beim menschlichen Embryo entdeckte, zeugten davon. Das ehrgeizige Ziel universalen Wissens über eine materiell verstandene Welt rückte dennoch weiter und weiter in die Ferne, je mehr man sich ihm zu nähern trachtete. Montaignes Eingeständnis *Il faut avoir beaucoup étudié pour savoir peu* („Man muss viel studiert haben, um wenig zu wissen“), brachte das Dilemma auf den Punkt. Symbolische Beispiele von desolaten Menschen, wie etwa in den Kunstfiguren Lenz oder Woyzeck, inszenierten sich auf einer anthropologischen und sozialen Bühne, um den Zuschauern das Gefühl der Hilflosigkeit, besonders aber des Unwissens und mangelnden Bewusstseins ihrer psychischen Misere zu vermitteln.

Das Missverhältnis zwischen Wissenwollen und Wissenkönnen, Bewusstem und Unbewusstem war in der Tat ein dramatischer Zug der Epoche, der einem Kopf wie Büchner nicht entgehen konnte. Es war als Produkt der Aufklärung hausgemacht und in gewissem Umfang auch unvermeidlich. Zuerst wird immer der mündige, selbstständig forschende Verstand inthronisiert, bestenfalls die Empirie für die materielle Forschung freigegeben – und dann erst, spät, entwickelt sich Wissen, das eigentlich vorauszusetzen war. Die alten Bücher werden schneller verbrannt, als neue erdacht und geschrieben sind.

Ist der Anspruch kein geringerer, als „das Lebensbrod der Wahrheit zu erwerben“ (2006: 933), wie Büchner sagte, so entstehen unvernünftig hohe Erwartungen an die eigene Vernunft-

leistung. Keine Antwort nimmt es indes an Komplexität mit der Wirklichkeit auf, solange diese nicht vollständig erforscht ist, was einer Utopie gleichkommt. Da schließlich das Nichtwissenkönnen stets mit einem Rest Nichtwissenwollen einhergeht – das Unbewusste sabotiert das Bewusstsein –, reaktivieren sich in Opposition zum zeitmodischen Physikalismus anachronistische Erklärungsmuster, nostalgische Weltbildreste, die aus uralten Puzzles in neue eingesetzt werden, ähnlich, wie Goethe das allen vormachte, indem er seine Figuren daran scheitern (*Werther*, *Faust I*) oder scheinbar genesen und zu einer Synthese finden ließ (*Faust II*).

So kommt es zu einem endlosen Einkreisen in falschen Bildern und zu einer starken Überdehnung des Kunstsymbols, dem – bei aller Skepsis – letztendlich eine heuristische Schlüsselgewalt übertragen wird. Was Wissenschaft (noch) nicht kann, nimmt die Kunst durch Intuition vorweg. Allein durch die schiere Überzahl offener Fragen entsteht ein Erklärungssog, der forscht genug macht, um den menschlichen Phänomenen, wie z.B. der Paranoia eines Woyzeck oder dem Stupor eines Lenz durch eine differenzierte künstlerische Kasuistik gerecht zu werden.

Der Autor des frühen 19. Jahrhunderts versucht einerseits der aus dem 18. Jahrhundert überkommenen Rolle des (unbewusst) Wissenden zu genügen – „im achtzehnten Jahrhundert war der Autor noch Prophet und seine Schrift die Ergänzung eines Evangeliums“ (1991 II: 711) konstatiert Walter Benjamin –, andererseits entzieht er sich ihr, weil zum wissenschaftsmethodischen Ansatz noch die Beweise, die Fakten fehlen. So kehrt im Zeichen der nichtparaten Antworten eine gewisse ‚Frage-Routine‘ ein, bei Büchner erkennbar am scheinbar schnodderig hingeworfenen Ton des *ennui* in *Leonce und Lena* oder jener nonchalant-aufmüpfigen Rhetorik des Theodizee-Atheismus, für die Danton steht; erkennbar aber auch am geisterhaft unkommentierten Taumeln eines Lenz, wo man die Erklärungshilfe eines kompetenten Erzählers vielleicht am schmerzlichsten vermisst und damit Lenzens Orientierungsnot sozusagen in Echtzeit teilt.

Dabei geht es *nota bene* nicht nur um Weltbildfragen und medizinisch-anthropologische Auskünfte; es geht auch und besonders um die Schwierigkeit des individuellen Seins. Diesem

hatte man mit Kant, aber auch schon längst mit Descartes, die Generalverantwortung für die Orientierung in der Welt aufgelastet, eine Bürde, die für viele mehr Unglück als Glück bedeutete. Wenn sich herausstellte, dass Vernunft als angeblich hehrstes Bestimmungsmerkmal des Menschen in ihrer Eigenschaft als wissenwollende Rationalität nicht ausreicht, wird sie unversehens zum Religionsersatz und tappt somit erneut in die Falle der idealistischen Gleichung von Sein und Denken.

Vernunft meint dann eben nicht nur Rationalität, nicht nur diskursives oder ethisches Denken, sondern jenen Aspekt der Neuzeitanthropologie, der die Urteilskraft metaphysisch entkoppelt, indem er Gott durch das *Ego* ersetzt, das denkt. Hier geht es um Reduktion auf eine ehemals dem Schöpfer vorbehaltenen Eigenschaft der universalen Welterkenntnis durch die erneute Analogisierung von Gott und Mensch. Was, grob gesprochen, einstmals der göttliche Funke war, dessentwegen die Mystik den Gläubigen der *unio mystica* für fähig hielt, ist jetzt, ausgesprochener- oder unausgesprochenermaßen die Vernunft *qua* Urteilskraft, *qua* Erkenntnisorgan, *qua* moralischer und allgemein lebensweltlicher Richtschnur. Genau diese vermeintliche Allround-Befähigung ist es, die dem Subjekt die vollständige Verantwortung für sein Tun und Denken, seine Kosmologie, ja seine mentale und physische Gesundheit überträgt.

Der Wahnsinn (beispielsweise von Lenz) liegt so in einem Vernunftoptimismus begründet, der das Menschenbild einerseits säkularisiert und materialisiert, indem er Verstandeskalkül und Bildung in den Mittelpunkt stellt, andererseits aber idealisiert, indem er den rationalen Erkenntnissubjektivismus durch die vermeintlichen Großtaten der *universellen* Vernunft kompensiert. Es ist demnach so, als rechtfertige die Strafe des abtrünnigen Prometheus dessen Allmachtsgebahren, nicht umgekehrt; als brächte der Untergang den Aufstieg hervor: als sei der Wahn nicht nur der Preis, sondern auch der *Garant* der radikalen Autonomie. Wenn dem so ist, dann gibt es nicht nur einen *Wahnsinn der Vernunft*, sondern auch eine *Vernunft des Wahnsinns*.

Die Verunsicherung, die einst und immer wieder das Ende der mythenklärten Welt begleitete und das behütete Sein im Kosmos bald zur sehnsüchtigen Erinnerung machte, hatte also im Anbruch der Moderne nichts an Durchschlagskraft verloren

– im Gegenteil. Sie besaß noch immer – man denke an die Mythenobsession Nietzsches – das Zeug zur intellektuellen Selbstsabotage. Man kann die Wirkung psychologisch mit der einer Bindungsdeprivation vergleichen, die Hass auf das verlorene Objekt verbunden mit Liebe, Schuld und Reue nach sich zieht. Neue verwegene Überkonstruktionen und emotionale Versicherungen sind nach solcher Verlusterfahrung nötig, um alte Haltestrukturen (die einmal auch soziale Strukturen übernahmen) zu ersetzen. Die radikale Ideologieskepsis auf der einen Seite bedingt die hemmungsloseste Ideologieoffenheit auf der anderen, wenn sie nicht in melancholische Leere mündet.

Das Ende jener Ära der Magie und Metaphysik, die Profanierung des Heiligen und damit die „Entzauberung“ (1995: 19) der Welt, von der Max Weber noch im Jahr 1919 sprach, markierten einmal ebenso den Anbruch der griechischen Aufklärung, wie sie vom Beginn der Neuzeit die Moderne als Zeitalter der Relativität und Immanenz anbahnten. Wie solche Wiederholungen zeigen – die ja nichts anderes als immer kürzere Anläufe in den radikalen Individualismus sind –, bedeuteten die Aufbrüche in die jeweiligen Vernunftzeitalter immer wieder den Konflikt, ja das Zerwürfnis des Menschen mit sich selbst, dessen Verlangen nach Kontinuität, Lebenssicherheit und Transzendenz tragend ist. Das Ergebnis, existenzielle Vereinsamung durch den Zwang zur geistigen Selbstbestimmung und Sinnstiftung, führt zu wachsender „Weltentfremdung“ (2012: 66), wie Hannah Arendt dies nannte.

Büchner gestaltete dies in allen seinen Figuren. Danton, Lenz, Leonce, Woyzeck sind auf unterschiedlich akzentuierte, doch signifikant ähnliche Weise ‚weltentfremdet‘. Der Raum des Handelns wird ihnen zu groß, zu leer, zu unheimlich, indem er mehr und mehr zum Echoraum ihrer selbst wird. Woyzeck erfährt an sich die erniedrigende Willkür anderer und transformiert diese Erfahrung in eine sinnlose Tat, die Maries und sein eigenes Leben zerstört; Leonce kann auf die Leere und die Grenzenlosigkeit seiner Machtbefugnis nur mit Possen reagieren, ein Vorläufer von Hamm, Clov, Nagg und Nell in Becketts *Endspiel*; der Fatalist Danton übersieht in diesem (nunmehr politischen) Raum sogar seine Gegenspieler und läuft scheinbar planvoll selbstzerstörerisch in die Falle Robespierres.

Kaum verwunderlich: Keine der Figuren reagiert auf das Sinnvakuum und den daraus folgenden Freiheits- und Mündigkeitszwang adäquat. Statt zu wirklicher Unabhängigkeit zu finden, übereilen sie ihre Befreiungsschritte oder verfallen in Wahn. Der Preis der Freiheit, so scheint es, ist *dramatisch* höher, als die Unfreiheit Schaden anrichtet. Der Protagonist Lenz wendet das Problem von allen Figuren am entschiedensten ins Weltanschaulich-Religiöse; dorthin, wo Unabhängigkeit bedeutet, sein eigener Weltbildsouverän sein zu müssen, nachdem die alten Traditionslinien gebrochen sind und die Vernunft die alleinige Verantwortung für den ‚Sinn‘ trägt.

Indem gerade die Lenzfigur stellvertretend für viele erleidet, was der Verlust der Orientierung im Kosmos bedeutet, wird deutlich, welche Zerstörungskraft der ‚fromme Atheismus‘, das photochemische ‚Negativ‘ des Himmels, ausübt: eine Kraft, die umso zerstörerischer ist, je bedeutsamer dessen ‚positives‘ Pendant für die Selbst- und Weltdeutung gewesen ist. „Wer auf dem Kopf geht, der hat den Himmel als Abgrund unter sich“ (1968: 114), sagte Paul Celan in seiner Büchner-Preisrede von 1960 und lehnte damit an den berühmten Satz aus *Lenz* an: „... nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte“ – der Satz, mit welchem nach Arnold Zweig „die moderne europäische Prosa beginnt“ (1959: 188).



In diesem Haus im hessischen Goddelau, westlich von Darmstadt, wurde Georg Büchner am 17. Oktober 1813 als erstes von acht Kindern geboren. 1816 zog die Familie nach Darmstadt. Foto: Rudolf Stricker. Unten: Wohnhaus der Familie Büchner ab 1825 in Darmstadt, Grafenstraße. Fotografie 1900. Abb.: Stadtarchiv Darmstadt.



I.

Bühnendichtungen

Danton's Tod.

Dramatische Bilder

aus

Frankreichs Schreckensherrschaft

von

Georg Büchner.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1835.

Danton's Tod, Erstdruck als Buch mit 400 aufgelegten Exemplaren, besorgt von Karl Gutzkow mit zahlreichen Eingriffen ins Original.

Danton's Tod

Ein Drama

Personen

Georg Danton
Legendre
Camille Desmoulins
Hérault-Séchelles
Lacroix
Philippeau
Fabre d'Eglantine
Mercier
Thomas Payne

Deputirte.

Robespierre
St. Just
Barrère
Collot d'Herbois
Billaud-Varennes

Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses.

Chaumette, Procurator des Gemeinderaths.

Dillon, ein General.

Fouquier-Tinville, öffentlicher Ankläger.

Herrmann
Dumas

Präsidenten des Revolutionstribunales.

Paris, ein Freund Danton's.

Simon, Souffleur.

Laflotte.

Julie, Dantons Gattinn.

Lucile, Gattinn des Camille Desmoulins.

Rosalie
Adelaide
Marion

Grisetten.

Männer und Weiber aus dem Volk, Grisetten, Deputirte, Henker e. c. t.

I. ACT.

I, 1

Hérault-Séchelles, einige Damen (am Spieltisch), Danton, Julie (etwas weiter weg, Danton auf einem Schemel zu den Füßen von Julie).

Danton. Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! ja wahrhaftig sie versteht's, man sagt sie halte ihrem Manne immer das coeur und andren Leuten das carreau hin. Ihr könntet einem noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubst du an mich?

Danton. Was weiß ich? Wir wissen wenig voneinander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nacheinander aus aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder aneinander ab – wir sind sehr einsam.

Julie. Du kennst mich Danton.

Danton. Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint und sagst immer zu mir: lieb Georg. Aber (*er deutet ihr auf Stirn und Augen*) da da, was liegt hinter dem? Geh, wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.

Eine Dame. Was haben Sie nur mit ihren Fingern vor?

Herault. Nichts!

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehn.

Herault. Sehn Sie nur, das Ding hat eine ganz eigne Physiognomie.

Danton. Nein Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (*sich abwendend*). oh!

Danton. Nein, höre! Die Leute sagen im Grab sey Ruhe und Grab und Ruhe seyen eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooß schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg.

Dame. Verloren!

Herault. Das war ein verliebtes Abentheuer, es kostet Geld wie alle andern.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubstummer, mit den Fingern gemacht.

Herault. Ey warum nicht? Man will sogar behaupten gerade die würden am Leichtesten verstanden. Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen, Sie Madame waren die Fee; aber es gieng schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren

und Damen fallen so unanständig übereinander und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Hérault. Philippeau, welch trübe Augen! Hast Du Dir ein Loch in die rothe Mütze gerissen, hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht, hat es während des Guillotinirens geregnet oder hast du einen schlechten Platz bekommen und nichts sehen können?

Camille. Du parodirtest den Socrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finster und niedergeschlagen fand? Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfeld verloren, bist du im Wettlauf oder im Schwertkampf besiegt worden? Hat ein Anderer besser gesungen oder besser die Cithar geschlagen? Welche klassischen Republicaner! Nimm einmal unsere Guillotinenromantik dagegen!

Philippeau. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthum, man hat die Hebertisten nur auf's Schafott geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfahren, vielleicht auch weil die Decemviren sich verloren glaubten wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als sie.

Hérault. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Just sah' es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren kröchen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

Philippeau. Sie würden sich nicht scheuen zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nulln zu hängen.

Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig seyn wie neugeborne Kinder, Säрге zur Wiege haben und mit Köpfen spielen?

Wir müssen vorwärts. Der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßnen Deputirten müssen wieder aufgenommen werden.

Hérault. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt.

Die Revolution muß aufhören und die Republik muß anfangen.

In unsern Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können. Er mag nun vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse seyn, das geht den Staat nichts an. Wir Alle sind Narren es hat Keiner das Recht einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzudringen.

Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf.

Camille. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand seyn, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin abdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich seyn, sie hat einmal das Recht zu seyn wie sie ist, wir sind nicht berechtigt ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden.

Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen.

Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympische Spiele und melodische Lippen: ach, die gliederlösende, böse Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren sich in die Ecke zu setzen und Rüben zu kochen aber sie sollen uns keine Gladiatorspiele mehr geben wollen.

Der göttliche Epicur und die Venus mit dem schönen Hintern müssen statt der Heiligen Marat und Chalier die Thürsteher der Republik werden.

Danton du wirst den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden 60 Minuten verflossen seyn. Nicht wahr mein Junge?

Camille. Was soll das hier? das versteht sich von selbst.

Danton. Oh, es versteht sich Alles von selbst. Wer soll denn all die schönen Dinge ins Werk setzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das und dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem eh wir zusammen kommen. Und wenn auch! – den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bey ihnen Gevatter stehn und seine Töchter an sie verheirathen, aber das ist Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?